

# KAY HOOVER

FALL 6 FÜR NOAH BISHOP

## DAS BÖSE IM BLUT

Weltbild

Hastings, North Carolina. Drei Morde in drei Wochen versetzen die Bewohner der Kleinstadt in Panik. Ein Serienkiller schlägt mit äußerster Brutalität zu, hinterlässt ein Blutbad, doch keine Spuren. Seine Opfer haben eines gemeinsam: Sie sind attraktiv, erfolgreich und - blond. Rätselhaft bleibt, dass offenbar keine der Frauen die tödliche Bedrohung gespürt hat. Da bietet FBI-Top-Profiler Isabel Adams ihre Hilfe an, denn sie weiß genau, was der Killer will ... sie selbst ist der perfekte Köder. Er beißt an, und das Spiel auf Leben und Tod kann beginnen. Auch ihr sechster Sinn wird sie jetzt nicht mehr schützen.

## **Noah Bishop Reihe**

1. Eisige Schatten
2. Jagd im Schatten
3. Wenn die Schatten fallen
4. Die Augen des Bösen
5. Die Stimmen des Bösen
6. Das Böse im Blut
7. Jagdfieber
8. Kalte Angst
9. Wenn das Grauen kommt

Kay Hooper

# Das Böse im Blut

Thriller

Aus dem Amerikanischen von Alice Jakubeit

# **Weltbild**

## **Die Autorin**

Kay Hooper lebt in North Carolina. Sie ist die preisgekrönte Autorin zahlloser Bestseller, ihre Bücher wurden weltweit über sechs Millionen Mal verkauft. Das erfolgreiche und etwas andere Profiler-Team um Noah Bishop taucht gleich in mehreren verschiedenen Thrillerserien Kay Hoopers auf.

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel Sense of Evil.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2020 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © by Kay Hooper

This translation is published with Bantam Books, an imprint of Random House, a division of Penguin Random House LLC

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2006 by Weltbild Verlag, Augsburg

Übersetzung: Alice Jakubeit

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-083-8

# Dank

Diesmal verdanken Bishop und seine Special Crimes Unit dem fantastischen Team bei Bantam Books noch mehr als sonst. Die Mitarbeiter haben weit mehr als ihre Pflicht getan, damit diese Geschichte in Ihre Hände gelangt.

Die dankbare Autorin möchte Irwyn Applebaum und Nita Taublib, Bill Massey und Andie Nicolay, Kathy Lord und all den anderen Verlagsmitarbeitern danken, die dieses Buch ermöglicht haben.

In Worten lässt es sich eigentlich nicht ausdrücken, doch das wird genügen müssen. Vielen Dank.

Gewidmet Jeff und Tommy, meinen Shoppingkumpels.  
Hauptsächlich deshalb, weil sie nicht glauben wollten, dass ich sie in einem Buch  
verarbeite.

# Prolog

Die Stimmen ließen ihn einfach nicht in Ruhe.

Die Alpträume ebenso wenig.

Er schlug die Bettdecke zurück und stand taumelnd auf. Im Licht des Vollmondes hatte er keine Schwierigkeiten, zum Waschbecken im Bad zu finden.

Sorgsam vermied er es, in den Spiegel zu blicken. Dennoch war er sich deutlich seines schattenhaften Spiegelbilds bewusst, als er nun nach einem Becher tastete und den Wasserhahn aufdrehte. Er trank drei Becher Wasser, einigermaßen erstaunt, dass er so durstig war, jedoch andererseits auch wieder ... nicht.

Neuerdings war er oft durstig.

Das brachte die Veränderung mit sich.

Er spritzte sich kaltes Wasser ins Gesicht, immer wieder. Es war ihm gleichgültig, dass er dabei alles unter Wasser setzte. Beim dritten Mal merkte er, dass er weinte.

Versager. Rückgratloser Feigling.

»Das bin ich nicht«, murmelte er und spritzte sich erneut eine Ladung Wasser ins Gesicht, um seinem schmerzenden Kopf Erleichterung zu verschaffen.

Du hast Angst. So viel Angst, dass du dir gleich in die Hosen machst.

Halb unbewusst presste er die Oberschenkel zusammen. »Das ist nicht wahr. Ich kann das. Ich habe dir gesagt, dass ich es kann.«

Dann tu es jetzt.

Er erstarrte so, wie er war: über das Waschbecken gebeugt. Von den hohlen Händen tropfte ihm das Wasser. »Jetzt?«

Jetzt.

»Aber ... es ist noch nicht so weit. Wenn ich es jetzt tue ...« Feigling. Ich hätte wissen müssen, dass du das nicht durchziehst. Ich hätte wissen müssen, dass du mich im Stich lässt.

Langsam richtete er sich auf. Diesmal blickte er bewusst in den trüben Spiegel. Trotz des Mondlichts sah er seinen Kopf nur als schattenhaften Umriss – dunkle nebelhafte Gesichtszüge, schwach glänzende Augen. Die düstere Silhouette eines Fremden.

Hatte er eine Wahl?

Sieh dich doch an. Du Versager. Du rückgratloser Feigling. Du wirst doch nie ein echter Mann.

Er spürte, wie Wasser von seinem Kinn tropfte. Oder vielleicht war es auch seine letzte Träne. Er sog Luft ein, so tief, dass ihm die Brust davon wehtat, dann atmete er langsam wieder aus.

Vielleicht kannst du dir ja ein Rückgrat kaufen ...

»Ich bin bereit«, sagte er. »Ich bin bereit, es zu tun.«

Das glaube ich dir nicht.

Er drehte den Wasserhahn zu und verließ das Bad. Ging zurück in sein Schlafzimmer, wo der Mond, dessen Licht sich durch das große Fenster ins Zimmer ergoss, den alten



Überseekoffer anstrahlte, der an der Wand unterm Fenster stand. Er kniete sich davor und öffnete ihn vorsichtig.

Der aufgestellte Kofferdeckel schirmte das Mondlicht teilweise ab, doch für seine Zwecke benötigte er kein Licht. Behutsam tastete er im Koffer umher, bis er den kalten Stahl spürte. Er hob das Messer ins Licht und drehte es hin und her, fasziniert vom Glanz der rasiermesserscharfen gezackten Schneide.

»Ich bin bereit«, murmelte er. »Ich bin bereit, sie zu töten.«

Die Stimmen ließen sie einfach nicht in Ruhe.

Die Albträume ebenso wenig.

Ehe sie ins Bett gegangen war, hatte sie die Vorhänge zugezogen, um das Mondlicht auszusperren. Der Raum lag im Dunkeln. Dennoch war ihr deutlich bewusst, dass der riesige Mond auf der anderen Seite ihres Fensters alles in dieses kalte unheimliche Licht tauchte, das ihr solches Unbehagen bereitete. Sie konnte den Vollmond nicht ertragen.

Der Wecker auf ihrem Nachttisch zeigte kurz vor fünf Uhr morgens. Sie hatte das Gefühl, Sandpapier unter den heißen Augenlidern zu haben – sie sollte wirklich versuchen, noch etwas Schlaf zu finden. Doch das Stimmengeflüster in ihrem Kopf sagte ihr, dass schon der Versuch zwecklos war, jedenfalls im Augenblick.

Sie schlug die Decke zurück und glitt aus dem Bett. Den Weg in die Küche fand sie auch ohne Licht. Dort schaltete sie jedoch das Licht über dem Herd an, damit sie sich nicht verbrannte. Heiße Schokolade, das war jetzt genau das Richtige.

Und falls das nicht funktionierte, hatte sie ganz hinten im Speiseschrank noch eine Flasche Whiskey für Notfälle – für genau solche Nächte wie diese. Mittlerweile war sie wahrscheinlich zu zwei Dritteln leer.

Es hatte einige Nächte wie diese gegeben, besonders in den letzten zwölf Monaten.

Sie suchte zusammen, was sie benötigte, und erhitzte dann langsam Milch in einem Topf. Dabei rührte sie die Flüssigkeit um, damit sie nicht ansetzte. Während die Milch heiß wurde, gab sie Schokoladensirup hinein, so mochte sie ihre heiße Schokolade gerne. In der Stille des Hauses, in der keinerlei Geräusche sie ablenkten, fiel es ihr schwer, ihren Geist zur Ruhe zu bringen. Sie wollte dem Flüstern dort nicht zuhören, doch es war, als schnappte man den einen oder anderen Gesprächsfetzen auf und wüsste, man müsste eigentlich aufmerksamer zuhören, weil das Gespräch sich um die eigene Person drehte.

Sicher, manche Leute nannten das Paranoia. Hatten es so genannt. Und möglicherweise hatten sie zumindest manchmal Recht damit.

Doch nur manchmal.

Sie war müde. Es wurde jedes Mal schwerer, schnell wieder auf die Beine zu kommen. Sich körperlich wieder zu erholen. Seelisch wieder zu heilen.

Wenn es nach ihr ginge, würde sie sich erst am Morgen in das Geflüster einklinken. Vielleicht sogar erst am darauf folgenden Tag.

Die heiße Schokolade war fertig. Sie schaltete den Herd aus und goss die dampfende Flüssigkeit in eine große Bechertasse. Den Topf stellte sie in den Ausguss. Dann nahm sie ihre Tasse und trug sie zum kleinen runden Tisch in der Essecke.

Sie war gerade dort angelangt, da blieb sie wie angewurzelt stehen. Eine Welle glühenden Schmerzes schoss so unvermittelt wie ein Faustschlag durch ihren Körper. Ihre Tasse fiel zu Boden. Sie ging dabei nicht zu Bruch, doch die heiße Schokolade spritzte auf ihre nackten Beine.

Diesen Schmerz nahm sie kaum wahr.

Die Augen geschlossen, in den kreischenden roten Strudel eines Todeskampfes hineingesogen, versuchte sie, weiterzuatmen, trotz der wiederholten Schläge, die Knochen splintern ließen und Lungenflügel zerfetzten. Sie schmeckte Blut, spürte, wie es in ihren Mund sprudelte. Spürte, wie es heiß und feucht ihre Bluse tränkte und ihr die Arme hinablief, als sie diese in dem kläglichen Versuch, den Angriff abzuwehren, hob.

Ich weiß, was du getan hast. Ich weiß es. Ich weiß es. Du Schlampe, ich weiß, was du getan hast ...

Sie zuckte und schrie auf, als ihr das Messer mit einem letzten Stoß, der noch kraftvoller war als die vorhergehenden, in die Brust getrieben wurde und ihr mit solcher Gewalt ins Herz fuhr, dass sie wusste, allein der Griff hielt es davon ab, noch tiefer einzudringen. Sie tastete mit den Händen danach und berührte zwei offenbar behandschuhte, blutüberströmte große und starke Hände. Sofort zogen die Hände sich zurück. Kraftlos hielt sie den Griff des Messers, das ihr Herz aufspießte, umfasst. Sie spürte, wie ihr Herz unter Qualen ein letztes Mal schlug und noch mehr heißes, dickes Blut in ihren Mund pumpete. Dann war es vorbei.

Nicht ganz.

Sie öffnete die Augen und merkte, dass sie über den Tisch gebeugt stand, ihre Hände lagen flach auf der hellen polierten Tischplatte. Beide waren voller Blut, und zwischen ihnen stand in ihrer eigenen Handschrift ein einziges blutiges Wort geschrieben:

HASTINGS

Langsam richtete sie sich auf. Ihr tat alles weh. Sie streckte die Hände von sich und beobachtete, wie das Blut verblasste, bis es vollständig verschwunden war. Ihre Hände waren sauber und unbefleckt. Als sie wieder auf den Tisch blickte, war dort von einem in Blut geschriebenen Wort nichts mehr zu sehen.

»Hastings«, murmelte sie. »Oh, Scheiße.«

## **Hastings, South Carolina**

### **Montag, 9. Juni**

Rafe Sullivan richtete sich aus seiner geduckten Haltung auf, dehnte verkrampfte Muskeln und murmelte: »Oh, Scheiße.«

Schon jetzt, noch vor dem Mittag, war es heiß und feucht, die Sonne brannte beinahe senkrecht vom Himmel, und gedankenverloren wünschte er, er hätte seine Leute angewiesen, eine Zeltplane aufzuhängen, damit er ein wenig Schatten hätte. Nun würde der Aufwand sich nicht mehr lohnen. Eine weitere Stunde, und der Wagen des Gerichtsmediziners würde hier sein.

Die Leiche zu seinen Füßen war eine einzige blutige Schweinerei. Mit ausgestreckten Armen und gespreizten Beinen lag sie in einer bemitleidenswert verletzlichen Haltung auf dem Rücken, sodass er sie am liebsten zugedeckt hätte – auch wenn sie bekleidet war. Ihre einst weiße Bluse war nun matt rot, blutgetränkt und trotz der Hitze immer noch größtenteils feucht, sodass der Kupfergeruch noch sehr intensiv war. Der dünne Rock mit dem frühlingshaften Blumenmuster war auf schaurige Weise unversehrt, doch ebenfalls blutgetränkt. Er war über ihre Hüften gebreitet, der Saum beinahe anmutig bis fast übers Knie hochgezogenen.

Sie war einmal hübsch gewesen. Jetzt war sie es nicht mehr, auch wenn ihr Gesicht praktisch unverletzt geblieben war. Ihre zarten Gesichtszüge waren verzerrt, die Augen weit aufgerissen, der Mund zu einem Schrei geöffnet, den sie aus Mangel an Zeit oder Atem wahrscheinlich gar nicht mehr hatte hervorbringen können. Aus den Mundwinkeln war Blut über ihre Wangen geronnen, hatte sich teils mit den goldenen Strähnen ihres langen blonden Haars vermengt und den Boden um sie herum getränkt.

Einst war sie hübsch gewesen.

»Sieht aus, als wäre er diesmal richtig sauer gewesen, Chief. Ein bisschen wie beim ersten Opfer.« Detective Mallory Beck machte diese Bemerkung in einem trockenen Ton, scheinbar unbeeindruckt von dem grausigen Anblick.

Rafe sah sie an und erkannte an ihren zusammengepressten Lippen und dem grimmigen Blick, was sie in Wahrheit empfand. Doch er sagte lediglich: »Irre ich mich, oder hat die hier versucht, sich zu wehren?«

Mallory zog ihr Notizbuch zurate. »Der Doc hat natürlich erst die vorläufige Untersuchung vorgenommen, aber er meint, sie hat es versucht. Abwehrverletzungen an den Händen und eine Stichwunde im Rücken – die, wie der Doc sagt, vermutlich die erste Verletzung war.«

Rafe wandte seinen Blick wieder der Leiche zu und sagte: »In den Rücken? Also hat sie versucht, sich von ihm wegzudrehen – oder wegzulaufen –, als er zum ersten Mal auf sie eingestochen hat. Und dann hat entweder er sie zu sich umgedreht, damit er sie von vorne erledigen kann, oder sie hat sich selbst umgedreht, um sich zu wehren.«

»Sieht so aus. Und das ist erst ein paar Stunden her. Bei dem hier sind wir früher

gerufen worden als bei den anderen Morden. Der Doc schätzt die Todeszeit auf etwa halb sechs heute Morgen.«

»Da ist sie aber schrecklich früh auf den Beinen gewesen«, bemerkte Rafe. »Caleb öffnet seine Kanzlei in der Regel zwischen halb zehn und zehn. Sie war immer noch juristische Assistentin bei ihm, stimmt's?«

»Ja. Normalerweise ging sie so gegen neun ins Büro. Von daher war sie sehr früh auf. Was ich nicht begreife, ist, wie er sie so weit von der Straße weglocken konnte. Es sind keine Schleifspuren zu sehen, und es gibt zwei Paar Fußspuren – wir haben übrigens sehr gute Abdrücke –, also muss sie mit ihm zusammen hierher gekommen sein. Ich bin zwar nicht der Lederstrumpf, aber von den Fußspuren her würde ich sagen, sie ist ruhig und sorglos hier entlanggegangen, sie hat sich nicht gewehrt oder gezögert.«

Rafe musste zugeben, dass der Boden hier größtenteils ausgesprochen unberührt aussah, zumal wenn man bedachte, welche Gewalt dem Opfer angetan worden war. Und nach dem Regen der vergangenen Nacht waren Spuren hier gut zu erkennen. Daher veranschaulichte dieser Tatort – wie schon der letzte – deutlich, was hier geschehen war.

Allem Anschein nach war die sechsundzwanzigjährige Tricia Kane gegen Morgengrauen auf diesem inoffiziellen Rastplatz am Rand eines normalerweise viel befahrenen zweispurigen Highways aus ihrem Wagen gestiegen und mit einem – aller Wahrscheinlichkeit nach wie auch einem FBI-Profil zufolge männlichen – Begleiter etwa fünfundvierzig Meter weit in den Wald bis zu dieser Lichtung gegangen. Und dann hatte dieser Begleiter sie ermordet. Brutal ermordet.

»Vielleicht hatte er eine Schusswaffe«, schlug Rafe vor, der laut dachte. »Oder vielleicht hat das Messer auch gereicht, um sie fügsam zu machen, bis sie hier ankamen.«

Mallory runzelte die Stirn. »Also, wenn du mich fragst – ich sage, die hat das Messer erst gesehen, als sie auf diese Lichtung kamen. In dem Augenblick, als sie es sah, hat sie versucht wegzulaufen. Und da hat er sich auf sie gestürzt.«

Rafe wusste nicht, wieso, aber seine Intuition sagte ihm das Gleiche. »Und so hat er auch die anderen beiden erledigt. Irgendwie hat er diese Frauen überredet, aus ihren Autos zu steigen und unbekümmert mit ihm in den Wald zu gehen. Clevere Frauen mit Köpfchen, die viel zu vorsichtig waren, um einen Fremden so nah an sich heranzulassen.«

»Also haben sie ihn wahrscheinlich gekannt.«

»Selbst wenn – würdest du einfach so aus deinem Auto steigen und mit irgendeinem Typen in den Wald spazieren? Besonders, wenn du wüsstest, dass zwei andere Frauen vor Kurzem unter vergleichbaren Umständen gestorben sind?«

»Nein. Aber ich bin ja auch ein misstrauischer Cop.« Mallory schüttelte den Kopf. »Es ergibt trotzdem keinen Sinn. Und was ist mit den Autos? Alle drei Frauen haben ihre Autos einfach auf Rastplätzen an einigermaßen viel befahrenen Straßen stehen lassen und sind davongegangen. Und haben den Schlüssel stecken lassen, ist das zu fassen! Das macht heutzutage kaum noch jemand, auch in Kleinstädten nicht. Und wir wissen nicht, ob er schon bei ihnen war, als sie anhielten, oder ob er sie irgendwie angehalten und dann überredet hat, mit ihm mitzukommen. Auf dem Rastplatz selbst besteht der Boden aus festgetretener Erde und Schotter. Da sind keine nennenswerten Spuren zu finden.«

»Vielleicht hat er auch die Ted-Bundy-Masche abgezogen und einen auf hilfsbedürftig

gemacht.«

»Kann sein. Allerdings würde ich auch da sagen, dass es viel besser funktioniert, wenn sie ihn kennen. Dieser Kerl bringt keine Fremden um. Ich glaube, in dem Punkt haben die Profiler Recht, Rafe.«

Seufzend sagte er: »Ja, denke ich auch. Mir ist die Vorstellung total zuwider, dass dieses Arschloch jemand hier aus der Gegend ist statt ein wahnsinniger Fremder, der nur auf der Durchreise ist, aber ich wüsste auch keine andere Erklärung dafür, wie er die Frauen dazu bringt, mit ihm zu gehen.«

»Außer er ist eine Autoritätsperson, der man normalerweise vertraut und gehorcht. Zum Beispiel ein Cop.«

»O Gott, daran solltest du nicht mal denken«, erwiderte Rafe sofort, woran Mallory erkannte, dass der Gedanke ihm auch schon gekommen war.

Sie musterte ihn unauffällig, während er finster auf die Leiche von Tricia Kane hinabblickte. Mit sechsunddreißig Jahren war er der jüngste Polizeichef, den Hastings je gehabt hatte. Doch angesichts seines soliden Werdegangs bei der Polizei, seiner Ausbildung wie auch seiner Erfahrung zweifelte niemand daran, dass Rafe Sullivan für diesen Posten qualifiziert war. Mit Ausnahme von Rafe selbst vielleicht, der offenbar nicht glaubte, wie gescheit er war.

Mallory hatte sich schon mehrfach gefragt, ob seine Neigung zu Selbstzweifeln und seine Eingebungen womöglich mit seinem Aussehen zu tun hatten. Er war nicht direkt hässlich – aber sie musste zugeben, dass das von ihm selbst gewählte Etikett »Schlägertyp« es ganz gut traf. Er hatte ein hartes Gesicht und sehr schläfrige Augen mit schweren Lidern. Die Augen waren so dunkel, dass sie den Menschen häufig Unbehagen einflößten. Seine Nase war mindestens zwei Mal gebrochen, er hatte ein markantes, störrisch vorspringendes Kinn, und seine hohen Wangenknochen waren das unauslöschliche Zeichen seiner keltischen Abstammung.

Zudem war er ein sehr großer Mann, deutlich über einen Meter achtzig, und unverkennbar kräftig. Ein Mann, den man auf seiner Seite haben wollte, gleichgültig, um was es in einem Kampf ging. So verkörperte er glaubhaft den Cop, ob nun in Uniform oder in Zivil – und meistens war er in Zivil, denn für Uniformen hatte er normalerweise nichts übrig und seine eigene trug er nur selten. Doch Mallory hatte vor langer Zeit schon erkannt, dass jeder, der ihn als hirnlosen Muskelprotz einordnete oder den stereotypen beschränkten, Kaugummi kauenden Südstaaten-Cop erwartete, früher oder später sein blaues Wunder erlebte.

Wahrscheinlich früher. Dummköpfe konnte er einfach nicht leiden.

»Das sind drei Morde in knapp drei Wochen«, sagte er, die dunklen Augen immer noch auf die Leiche zu ihren Füßen gerichtet. »Und wir sind noch kein Stück näher dran, diesen Kerl zu schnappen. Im Gegenteil, jetzt haben wir ganz offiziell einen Serienmörder am Hals.«

»Denkst du, was ich denke?«

»Ich denke, es wird Zeit, dass wir Hilfe anfordern.«

Mallory seufzte. »Ja, das denke ich auch.«

Isabel Adams sprach so beschwörend, wie es ihr nur irgend möglich war, und ihre gut eingeübte Argumentation klang verdammt eindrucksvoll, auch wenn sie sich damit selbst lobte. Doch als sie schließlich verstummte, äußerte sich Bishop nicht sofort dazu. Sie war nicht überrascht.

Er stand am Fenster und blickte hinaus. Isabel sah nur sein Profil. Aus Rücksicht darauf, dass er sich eigentlich auf FBI-Territorium befand, war er förmlicher als sonst gekleidet. Der dunkle Anzug brachte sein gutes Aussehen und seine kraftvolle Gestalt hervorragend zur Geltung. Isabel sah zu Miranda, die auf Bishops Schreibtisch saß und träge einen Fuß schwingen ließ. Sie war noch unangepasster als ihr Ehemann und nahm in jeder Hinsicht weit weniger Rücksicht auf das FBI – sie trug wie üblich Jeans und Pulli, wobei dieses legere Erscheinungsbild ihre auffallende Schönheit und die Playmate-Maße nicht verbergen konnte, deretwegen sich die Menschen überall nach ihr umdrehten.

Nun sah sie Bishop an und schien wie Isabel auf seine Antwort zu warten, doch ihre stahlblauen Augen blickten sehr aufmerksam, und Isabel wusste, die beiden kommunizierten gerade auf einer Ebene, auf der die Dinge nicht laut ausgesprochen werden mussten. Zu welcher Entscheidung Bishop auch gelangen mochte, er würde zunächst Mirandas Ansichten und Empfehlungen berücksichtigen. Auch wenn er der bei Weitem Dienstältere beim FBI und in der Spezialeinheit war, die er gegründet hatte und nunmehr leitete, zweifelte doch niemand daran, dass seine Partnerschaft mit Miranda in jeder Hinsicht gleichberechtigt war.

»Das ist keine gute Idee«, sagte er schließlich.

Isabel entgegnete: »Ich kenne sämtliche Argumente, die dagegen sprechen, dass ich gehe.«

»Tatsächlich?«

»Ich bin das ganze Material durchgegangen, das der Polizeichef uns geschickt hat, als er nach dem zweiten Mord ein Profil angefordert hat. Ich bin sogar ins Internet gegangen und habe die Lokalzeitungen gelesen. Ich glaube, ich habe ein sehr gutes Gespür für die Stadt, für das, was da passiert.«

»Das sprichwörtliche Pulverfass, das nur auf ein Streichholz wartet«, warf Miranda ein.

Isabel nickte. »Kleinstadt am Rand einer Panik. Sie scheinen viel Vertrauen in ihre Polizei zu haben, besonders in den Polizeichef, und medizinisch und rechtsmedizinisch sind sie ziemlich gut ausgestattet. Aber seit diesem letzten Mord geraten alle schon beim kleinsten Schatten in Panik und investieren in Alarmanlagen. Und Schusswaffen.«

Sie hielt inne, dann fügte sie hinzu: »Drei Morde machen diesen Mörder in Hastings zu einem Serienmörder. Und es gibt keinerlei Anzeichen dafür, dass er aufhören will. Chief Sullivan hat das FBI gerade offiziell um Hilfe gebeten, und er bittet um mehr als nur ein aktualisiertes Profil. Bishop, ich will da runtergehen.«

Endlich wandte Bishop ihr das Gesicht zu, doch anstatt an seinen Schreibtisch zurückzukehren, lehnte er sich gegen das hoch angebrachte Fensterbrett. Die Narbe auf seiner linken Wange trat nun deutlich hervor und war sehr weiß. Isabel war lange genug bei der Spezialeinheit, um daran zu erkennen, dass er beunruhigt war.

»Ich weiß, um was ich hier bitte«, sagte sie leiser, als sie sonst vielleicht gesprochen hätte.

Bishop warf Miranda einen Blick zu. Die sah sofort zu Isabel und sagte: »Alles deutet darauf hin, dass er zu der Sorte Mörder gehört, mit der die örtlichen Polizeibehörden mit sehr wenig Hilfe von außen fertig werden – vielleicht brauchen sie ein bisschen mehr Personal für die Befragungen. Aber diese Bestie wird man mit Insiderwissen schnappen, nicht mit Fachkenntnissen von außen. Das Profil stuft ihn als nichts Besonderes ein. Er ist ein Einheimischer, er ermordet einheimische Frauen, die er kennt, und früher oder später muss er einen Fehler machen.«

»Aber das war kein Profil der SCU«, betonte Isabel. »Niemand von uns hat es erstellt.«

»Die Special Crimes Unit kann nicht sämtliche angeforderten Profile erstellen«, erinnerte Bishop sie geduldig. »Wir haben kaum genug Personal für die Fälle, die uns zugewiesen werden.«

»Wir haben diese Anfrage nicht erhalten, weil der Mörder scheinbar so normal ist, das ist mir schon klar. In diesem Land sind jederzeit etwa hundert Serienmörder aktiv, und er ist einer davon. Da war nichts, was darauf hingewiesen hätte, dass unsere besonderen Ermittlungsfähigkeiten gefragt sind. Aber ich sage euch – an dem Fall ist mehr dran, als das offizielle Profil erfasst hat. Viel mehr.« Sie hielt inne, dann fügte sie hinzu: »Ich bitte euch doch nur, euch das Material einmal selbst anzusehen, beide. Und dann sagt mir, dass ich Unrecht habe.«

Bishop wechselte einen weiteren Blick mit Miranda, dann meinte er: »Und wenn du Recht hast? Isabel, selbst wenn die SCU diese Ermittlungen übernimmt, bist du unter den gegebenen Umständen die letzte Agentin, die ich da runterschicken würde.«

Isabel lächelte. »Und deshalb muss ich die Agentin sein, die du hinschickst. Ich hole die Akte.«

Sie ging, ohne eine Antwort abzuwarten, und als Bishop an seinen Schreibtisch zurückkehrte und sich setzte, murrte er: »Gottverdammte.«

»Sie hat Recht«, sagte Miranda. »Zumindest, was die Frage angeht, wer da runtergeht.«

»Ja. Ich weiß.«

Wir können sie nicht beschützen.

Nein. Aber wenn es das ist, wofür ich es halte ... dann wird sie Hilfe brauchen.

»Dann«, sagte Miranda gelassen, »werden wir dafür sorgen, dass sie Hilfe bekommt. Ob es ihr nun gefallen mag oder nicht.«

## **Donnerstag, 12. Juni, 14.00 Uhr**

»Chief, willst du damit sagen, wir haben hier gar keinen Serienmörder?« Alan Moore, Reporter des Chronicle in Hastings, beherrschte die Kunst, so zu sprechen, dass die Stimme weit trug, ohne dass man schrie. Seine Frage schnitt durch das Getöse in dem überfüllten Raum und brachte alle anderen zum Schweigen. Mehr als dreißig Augenpaare richteten sich erwartungsvoll auf Rafe.

Der seinen Freund aus Kindertagen mit Vergnügen erwürgt hätte. Dennoch erwiderte

Rafe ohne besondere Modulation in der Stimme: »Wir wissen noch nicht, was wir hier haben, abgesehen von drei ermordeten Frauen. Und deshalb bitte ich Sie, meine Damen und Herren von der Presse, die verständliche Sorge unserer Bürger nicht noch unnötig zu verstärken.«

»Findest du nicht, dass sie in dieser Situation allen Grund zur Sorge haben?« Alan blickte sich im Raum um, um sich zu vergewissern, dass er die Aufmerksamkeit aller hatte. Dann fügte er hinzu: »Hey, ich bin blond, und selbst ich bin nervös. Wenn ich eine blonde Frau zwischen zwanzig und dreißig wäre, würde ich ausflippen vor Angst.«

»Wenn du eine blonde Frau zwischen zwanzig und dreißig wärst, würden wir alle ausflippen«, erwiderte Rafe trocken. Er wartete, bis das Gelächter abebbte, wobei ihm völlig bewusst war, dass die Leute ebenso sehr aus Nervosität wie aus Belustigung lachten. Er war gut darin, dieser Stadt den Puls zu fühlen, doch man benötigte keine besonderen Fähigkeiten, um die Spannung hier im Raum zu spüren. In der ganzen Stadt. Alle hatten Angst.

»Sieh mal«, sagte er. »Ich weiß wohl, dass die Frauen in Hastings beunruhigt sind – ob sie nun blond, brünett, rothaarig oder irgendwas dazwischen sind –, und ich kann's ihnen nicht verdenken. Ich weiß, dass ihre Männer beunruhigt sind. Aber ich weiß auch, dass unkontrollierte Spekulationen in der Zeitung, im Radio und in anderen Medien nur einer Panik Vorschub leisten würden.«

»Unkontrolliert?«

»Jetzt komm mir nicht mit Zensur, Alan. Ich sage dir ja nicht, was du drucken sollst. Oder was du nicht drucken sollst. Ich bitte dich, verantwortungsvoll zu handeln. Ob man die Leute warnt, sie sollen vorsichtig sein, oder in einem vollen Theater Feuer ruft – dazwischen liegt nur ein schmaler Grat.«

»Haben wir es mit einem Serienmörder zu tun?«, beharrte Alan. Rafe zögerte nicht. »Wir haben drei Morde, die unserer Meinung nach von derselben Person begangen wurden. Die Kriterien für einen Serienmörder sind also erfüllt.«

»Mit anderen Worten, wir haben hier in Hastings einen Irren«, murmelte eine Frau, die er nicht kannte, gerade laut genug, dass man sie hören konnte.

Auch darauf antwortete Rafe, immer noch ruhig: »Der Definition nach gilt ein Serienmörder im herkömmlichen, wenn nicht im klinischen Sinne als geistesgestört, ja. Das bedeutet nicht, dass er sich erkennbar von Ihnen oder von mir unterscheidet. Und sie haben nur selten Hörner oder Hufe.«

Die Journalistin, die die Bemerkung über den Irren gemacht hatte, verzog das Gesicht. »Okay, es ist angekommen. Niemand ist über jeden Verdacht erhaben, und jetzt flippen wir alle aus.« Sie war blond.

»Lassen Sie uns alle vorsichtig sein, aber nicht ausflippen«, berichtete sie Rafe. »Logischerweise raten wir allen blonden Frauen zwischen Mitte und Ende zwanzig, besonders vorsichtig zu sein, aber wir können nicht mit Sicherheit sagen, ob Alter und Haarfarbe wirklich eine Rolle spielen oder einfach nur Zufall waren.«

»Ich bin ja dafür, dass wir vorsichtshalber davon ausgehen«, schlug sie sarkastisch vor. »Und ich kann's Ihnen nicht verdenken. Behalten Sie bitte nur im Hinterkopf, dass wir zu diesem Zeitpunkt nur sehr wenig genau wissen – außer dass wir in Hastings ernste



Schwierigkeiten haben. So, und da die Polizeibehörde einer Kleinstadt kaum über die Ausbildung und die Ausstattung verfügt, die man für die Aufklärung solcher Verbrechen benötigt, haben wir das FBI um Mitwirkung gebeten.«

»Haben die ein Profil erstellt?« Die Frage stammte von Paige Gilbert, einer Reporterin bei einem der lokalen Radiosender. Sie war energischer und sachlicher, als einige der anderen Frauen im Raum gewesen waren, nicht so deutlich sichtbar nervös – wahrscheinlich, weil sie brünett war.

»Ein vorläufiges. Und bevor du fragst, Alan, die Einzelheiten dieses Profils geben wir erst dann heraus, wenn dieses Wissen unseren Bürgern hilft. In diesem Stadium der Ermittlungen können wir ihnen nur raten, vernünftige Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen.«

»Das ist nicht viel, Rafe«, beschwerte sich Alan.

»Es ist alles, was wir haben. Im Augenblick.«

»Und was bringt das FBI mit?«

»Fachwissen: Die Special Crimes Unit schickt Agenten, die dafür ausgebildet sind, Serienmörder aufzuspüren und zu fassen, und Erfahrung darin haben. Informationen: Wir werden Zugang zu FBI-Datenbanken haben. Technische Unterstützung: Mediziner und kriminaltechnische Experten, die das Beweismaterial, das wir sammeln, sichten und auswerten.«

»Wer wird die Ermittlungen leiten?«, fragte Alan. »Übernimmt das FBI nicht normalerweise die Leitung?«

»Ich werde die Ermittlungen weiterhin leiten. Die Rolle des FBI beschränkt sich auf Hilfe und Unterstützung, mehr nicht. Ich will also keinen Bockmist über FBI-Agenten lesen oder hören, die sich über bundesstaatliches Recht hinwegsetzen, Alan. Klar?« Alan verzog das Gesicht. Er war ein guter Journalist und normalerweise fair und unparteiisch, doch auf staatliche »Einmischung«, insbesondere auf Bundesebene, reagierte er allergisch und protestierte lautstark, wann immer er eine solche Einmischung argwöhnte.

Rafe beantwortete einige weitere Fragen der versammelten Journalisten. Eher resigniert als überrascht nahm er zur Kenntnis, dass mehrere Reporter von Fernsehsendern im nahe gelegenen Columbia anwesend waren. Wenn jetzt schon im ganzen Bundesstaat im großen Stil über die Ermittlungen berichtet wurde, war es nur eine Frage der Zeit, bis die nationalen Medien das Thema aufgriffen.

Großartig. Einfach großartig. Das Letzte, was er wollte, war, dass die nationale Presse ihm über die Schulter sah und an jeder seiner Entscheidungen herumkittelte.

Alan war schon schlimm genug.

»Chief, glauben Sie, der Killer ist ein Einheimischer?«

»Chief, gibt es noch mehr, das die Opfer verbindet?«

»Chief ...«

Er beantwortete ihre Fragen beinahe automatisch und setzte dabei, wann immer er konnte, verschiedene Versionen von »kein Kommentar« oder »darüber haben wir keine zuverlässigen Informationen« ein. Zwar hatte er die Pressekonferenz selbst einberufen, doch nicht, weil er einen echten Fortschritt zu vermelden gehabt hätte, sondern weil er Wind davon bekommen hatte, dass ziemlich wilde Spekulationen im Umlauf waren. Er

hoffte, das Schlimmste abzufangen, ehe es in die Presse oder die anderen Medien gelangte.

Während er die Fragen der Journalisten beantwortete, konzentrierte er sich auf die Menge vor ihm. Doch plötzlich spürte er eine eigenartige Veränderung im Raum, als ob die Luft frischer geworden wäre. Gereinigt. Es war ein verrücktes Gefühl, als würde man aus einem Traum erwachen und denken: Oh, das war gar nicht real. Das hier ist real.

Aus dem Augenwinkel sah er eine Bewegung und es gelang ihm, den Kopf unauffällig gerade so weit zu drehen, dass den Journalisten diese plötzliche Verlagerung seiner Aufmerksamkeit nicht auffiel.

Dennoch war er überrascht, dass außer ihm niemand ihr Eintreten bemerkt zu haben schien, auch wenn sie den Raum von dem Korridor aus betreten hatte, der hinter der Journalistenschar lag. Rafe bezweifelte, dass sie oft unbeachtet blieb. Er sah, wie sie kurz anhielt und mit einem seiner Männer sprach, wobei sie offenbar ein Ausweisetui vorzeigte. Travis war sichtlich überrascht und geriet bei seiner Erwiderung zweifellos ins Stottern. Dann ging sie an ihm vorbei und stellte sich in die Nähe der Tür. Sie ließ ihre Blicke über die Journalistenmenge und das Durcheinander ihrer Kameras schweifen, und um ihren Mund spielte ein Lächeln, das nicht so sehr belustigt als vielmehr wehmütig war. Sie war leger und passend zum Wetter in Jeans und ein ärmelloses Top gekleidet, das Haar trug sie in einem ordentlichen Pferdeschwanz. Sie hätte leicht eine Journalistin sein können.

Doch das war sie nicht. Als ihr Blick quer durch den überfüllten Raum flüchtig seinem begegnete, verspürte Rafe unvermittelt eine Gewissheit, die ihm durch und durch ging.

Nein. Das Universum konnte ihn nicht so sehr hassen.

»Chief, könnten Sie ...«

Schroff fiel er dem Fragenden ins Wort. »Ich danke Ihnen allen, dass Sie gekommen sind. Wenn es neue Entwicklungen gibt, wird man Sie benachrichtigen. Auf Wiedersehen.«

Er verließ das Podium und ging geradewegs durch die Menge auf die andere Seite des Raums, wobei er alle Fragen ignorierte, die man ihm unterwegs zuwarf. Als er sie erreichte, sagte er kurz und knapp: »Mein Büro liegt auf der anderen Straßenseite.«

»Gehen Sie vor, Chief.« Ihre Stimme war so außergewöhnlich wie ihre Erscheinung, eine dieser rauchigen heiseren Schlafzimmerstimmen, die ein Mann erwartet, wenn er eine Telefonsexnummer anruft.

Rafe vergeudete keine Zeit, sondern ging ihr voran an seinem Mitarbeiter vorbei, der sie immer noch anstierte, und sagte lediglich: »Travis, sorgen Sie dafür, dass auf dem Weg hinaus keiner den Bürgermeister belästigt.«

»Klar. Okay. Geht in Ordnung, Chief.«

Rafe wollte ihn schon fragen, ob er noch nie eine Frau gesehen hätte, doch das hätte nur zu wirrem Gestotter oder langatmigen Erklärungen geführt, die auf die Antwort: »Keine wie diese« hinausgelaufen wären. Also sparte er sich die Mühe.

Er schwieg weiterhin, als sie das Rathaus verließen und über die Straße zum Polizeirevier gingen. Allerdings fiel ihm auf, dass die Frau groß war – mit flachen

Sandalen war sie nicht viel kleiner als er, somit musste sie etwa einen Meter achtundsiebzig sein.

Und ihre Fußnägel waren rot lackiert.

Die meisten seiner Leute waren auf Streife, daher war nicht viel Betrieb im Revier. Mallory war der einzige Detective im Großraumbüro. Zwar sah sie neugierig auf, als sie an ihr vorbeigingen, doch sie telefonierte, und Rafe blieb nicht stehen, sondern grüßte sie nur mit einem Nicken.

Sein Büro ging auf die Main Street hinaus, und als er um seinen Schreibtisch herumging, musste er sich einfach mit einem raschen Blick hinaus vergewissern, dass die Journalisten das Rathaus verlassen hatten. Die meisten standen immer noch in Grüppchen vor dem Gebäude. Manche nahmen offensichtlich Kurzbeiträge für die Abendnachrichten auf, andere sprachen miteinander – sie stellten Spekulationen an, das war ihm klar. Er hatte gehofft, dass die Leute in Hastings die Ruhe bewahren würden, doch das ließ nichts Gutes ahnen.

Als er sich setzte, fiel ein Ausweisetui auf seine Schreibtischunterlage. Seine Besucherin ließ sich auf einem der Stühle vor seinem Schreibtisch nieder.

»Isabel Adams«, sagte sie. »Nennen Sie mich bitte Isabel. Bei uns geht es ziemlich ungezwungen zu. Freut mich, Sie kennen zu lernen, Chief Sullivan.«

Er nahm das Etui, studierte den Ausweis und die FBI-Marke darin, dann klappte er es zu und schob es ihr über den Schreibtisch hin. »Rafe. Ihr Boss hat das Profil gesehen, ja?«, lautete seine knappe Erwiderung.

»Mein Boss«, antwortete sie, »hat das Profil geschrieben. Das aktualisierte Profil, das ich mitgebracht habe. Warum?«

»Sie wissen verdammt gut, warum. Hat er den Verstand verloren, dass er ausgerechnet Sie hier runterschickt?«

»Es ist schon vorgekommen, dass man Bishop als verrückt bezeichnet hat«, entgegnete sie immer noch freundlich, beinahe unbekümmert. Falls seine Verärgerung sie beunruhigte, sah man es nicht. »Aber das waren Menschen, die ihn nicht kannten. Er ist der geistig gesundeste Mann, den ich kenne.«

Rafe lehnte sich zurück und starrte über den Schreibtisch hinweg die Agentin an, die das FBI ihm geschickt hatte, damit sie ihm half, den Mörder aufzuspüren und zu fassen. Sie war sehr schön. Atemberaubend, anbetungswürdig, wunderschön. Makellose Haut, feine Gesichtszüge, überwältigende grüne Augen und die Art üppiger Formen, die die meisten Männer nur in ihren Träumen zu finden hoffen durften.

Oder in ihren Albträumen.

In Rafes Albträumen.

Denn Isabel Adams war noch etwas.

Sie war blond.

Die Stimmen verursachten ihm hämmernde Kopfschmerzen. Das war noch etwas, woran er sich allmählich gewöhnte. Es gelang ihm, unauffällig eine Hand voll Aspirin zu schlucken, doch er wusste aus Erfahrung, dass er den Schmerz damit nur ein wenig

lindern konnte.

Es würde genügen müssen. Es musste einfach genügen.

Er war immer noch erschöpft von seinen Aktivitäten am frühen Morgen, doch es gelang ihm, seine Arbeit wie immer zu erledigen, mit den Leuten zu reden, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen. Niemand erriet etwas, da war er sicher. Er war mittlerweile sehr gut darin, dafür zu sorgen, dass niemand etwas Ungewöhnliches bemerkte.

Du glaubst, die sehen das alle nicht? Die wissen das alle nicht?

Das war die höhnische Stimme, die tonangebende, diejenige, die er am meisten hasste und am häufigsten hörte. Er ignorierte sie. Das fiel leichter jetzt, wo er erschöpft war und sich selbst eigenartig distanziert betrachtete, wo ihm nichts anderes zu tun blieb, als auf seine nächste Gelegenheit zu warten.

Sie wissen, wer du bist. Sie wissen, was du getan hast.

Das war nicht so leicht zu ignorieren, aber es gelang ihm. Er ging seiner Arbeit nach und hörte, wann immer er konnte, dem nervösen Klatsch und Tratsch der Leute zu. Natürlich sprachen alle über dasselbe. Über die Morde.

Neuerdings sprach niemand mehr von etwas anderem.

Er erfuhr nicht viel, was er nicht bereits gewusst hätte, doch die Spekulationen waren amüsant. Es gab Theorien in Hülle und Fülle zu der Frage, warum der Mörder es auf Blondinen abgesehen hatte.

Hass auf seine Mutter, du liebe Güte.

Zurückweisung seitens einer blonden Freundin.

Diese Trottel.

Der Apotheker in der Innenstadt hatte ihm erzählt, es herrsche stürmische Nachfrage nach Haarfärbemitteln. Frauen, die sich die Haare blondiert hatten, würden nun zu ihren natürlichen Haarfarben zurückkehren.

Er fragte sich, ob die Naturblonden daran dachten, sich die Haare zu färben, hielt es jedoch für unwahrscheinlich. Sie mochten die Wirkung, die sie damit auf Männer hatten, sie mochten es, dass die Männer sie beobachteten. Das gab ihnen ein Gefühl von Macht, von ... Überlegenheit.

Keine von ihnen konnte sich vorstellen, deswegen sterben zu müssen.

Das fand er lustig.

Das fand er ungemein lustig.